

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

22. Sonnabend, am 16. März 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Jahrbuch der Literatur. Erster Jahrgang. 1839.
Hamburg, bei Hoffmann und Campe.

Unter neun, den Inhalt des Buches bildenden Beiträgen ist unstreitig der erste — „Vergangenheit und Gegenwart 1830 — 1838. Von K. Gutzkow“ — der bedeutendste, ja vielleicht allein von besonderer Bedeutung. Wir sind bisher, geleitet von unserer innersten Ueberzeugung, und gemäß der Richtung die nach derselben die Abend-Zeitung festhalten muß, wenn sie als das Organ der Produktion und einer soliden Belletristik gelten will, dem eben genannten Schriftsteller oft gegenüber getreten; wir haben ihn nach Kräften bekämpft, insofern wir die Richtung die er der „jungen Literatur“ zu geben meinte, für eine verderbliche ansahen, aber wir haben uns stets in den Schranken der Mäßigung, und vor allen in denen der Gerechtigkeit zu halten gesucht, indem wir uns für das Gute was er wirklich geleistet offene Augen und freies Urtheil zu erhalten trachteten. Aus diesem Grunde sind wir fast immer nur dem Kliquenhaupte, und dem Kritiker, beinahe nie dem Dichter gegenüber getreten. In den beiden ersten Eigenschaften ist er auch nur allein der Literatur schädlich geworden, in der dritten hat er ihr mehr genützt. Gutzkow läugnet zwar gegenwärtig die Verbindung für gegenseitiges Lob, er will nichts von dem „jungen Deutschland“ wissen, dessen Erfindung er nun Kühne zuschreibt, der gleichfalls dagegen protestirt, aber er hält denn doch das Publikum für allzu einfältig oder vergeßlich, wenn er meint, daß alle die Vorgänge, von dem gescheiterten Plane zur „deutschen Revue,“ bis zu dem Schiffbruche des jungen Deutschlands selbst, unbemerkt vorübergegangen oder bereits wieder vergessen wären. Was uns anbelangt so haben wir die Ankündigung, die dem projectirten Journal vorausging, für weit unmoralischer und verderblicher wie die Farce mit dem „jungen Deutschland“ gehalten. Lobhudelei hat es von der Klop-, Merckel-, Schlegel-, Müllner'schen Zeit an immer gegeben, aber so weit ging keine, daß sie einen Aufruf zur gegenseitigen Assuranz hätte proklamiren lassen, in welcher der elende Zweck offen ausgesprochen worden wäre. Das Programm war überdies gegen jeden andersdenkenden selbstständigen Schriftsteller gerichtet, es war so zu sagen die an den Mast genagelte

schwarze Flagge eines Korsarenschiffs, welches bereit jedes Fahrzeug von Werth zu entern und in den Grund zu bohren, sich auf eine wohlfeile Weise zu bereichern trachtete. Wenn wir uns gegen die Unsittlichkeiten des jungen Deutschlands erklärten, wenn wir unsere Meinung über die „Wally“ unumwunden aussprachen, so ist es uns nie eingefallen, dieses Buch und ähnliche Schriften für besonders gefährlich zu halten; in jeder Leihbibliothek sind nichtswürdigere zu finden, und die „Wally“ würde ohne den Lärm, der deshalb gemacht worden, nie ins Publikum gedrungen seyn, auch liegen die darin angegriffenen Institutionen zu sehr auf dem Felsen einer moralischen Nothwendigkeit festgeankert, als daß solche Bande von den schwachen Händen einiger mit sich selbst noch nicht in's Reine gekommenen Jünglinge hätten gesprengt oder nur gelockert werden können, aber wir sahen bereits im Geiste eine ganze Fluth jämmerlicher Brochüren aus den Stümperfedern talentloser Nachahmer sich in das Publikum ergießen, und diese würden allerdings an den Liebhabern systematischer, raffinirter Viederlichkeit Leser gefunden haben. Das Schlimmste was das „junge Deutschland“ an der Literatur verschuldete, war das System, in welchem die Hauptsocietäre noch fortfahren, obwohl die Erbärmlichkeit desselben längst offenkundig dazuliegt, nämlich die Errichtung einer escadron de service, eine Art Löffelgarde mit der sich jeder der Letztern umgab, um für ihn an die Thore des Ruhms zu donnern. Diese legio tonans aber hat keineswegs für die erwarteten Keime des Lorbeers einen befruchtenden Regen, sondern einen Hagel herab beschworen, und dieser hat selbst die stärkeren Pflanzen zerstört. Ueberdies waren die Werber bei der Wahl der Recruten ziemlich leicht ans Werk gegangen, sie zogen eine Menge junger Leute von schlechter Erziehung, die keine Bildung, wohl aber außer einer närrischen Werdelust in Kopf und Magen hinlänglichen leeren Raum hatten, in die Literatur, stopften in jene eine gute Portion Ehrgeiz und Weltschmerz, und ließen die Legion manövriren. Daß eine solche Tactik schlecht ausfallen mußte, darüber konnte sich wohl Niemand wundern, daß aber noch Einige aus der Societät in derselben fortfahren, ist wahrlich wunderbar. — —

Wir haben übrigens das eben Gesagte, obwohl es jedem Literaten so bekannt ist wie das Vaterunser, nur darum vorausgesendet, damit Niemand, wenn er uns jetzt günstiger wie früher über Gutzkow urtheilen hören sollte, glauben möge, wir hätten über das was geschehen ist, unsere Meinung geändert; über das was geschehen wird wollen wir, wenn wir können, gern eine andere annehmen, wenn uns Herr Gutzkow dazu, wie es den Anschein hat, eine Veranlassung geben sollte. Daß die letztere aber da ist, geht aus dem zu besprechenden Aufsatz hervor. Wir sagen damit nicht, daß wir zum größern Theil mit des Autors Ansichten einverstanden wären, dieß ist keineswegs der Fall, denn der Ehrgeiz Gutzkow's läßt ihn auch in diesem nur immer von sich ausgehen, weshalb er selbst seinen Freunden das Lob nur theelöffelweise und nicht ohne Zusatz von *essentia amara* einflößt, aber wir würden ungerecht seyn, wenn wir zu bemerken unterließen, daß sein Talent sich zu klären beginnt. Mit einer Mäßigung die uns bisher an ihm noch nicht vorgekommen — selbst da wo er über Menzel spricht — schildert er in einem frischen und lebendigen Style die literarischen Zustände von 1830 — 1838, und giebt hier und da Anschauungen die auch für den Andersdenkenden von Werth sind. Daß es mitunter nicht an jungdeutschen Manövern fehlt — so wirft er z. B. Willkomm und Clemens ja auch neuerdings über Bord, um seinem Schifflein eine leichtere Fahrt zu machen — darf nicht befremden, man legt nicht so leicht üble Gewohnheiten auf einmal ab, aber man würde ungerecht seyn, wollte man den Gutzkow von 1832 mit dem von 1838 auf eine Stufe stellen. Was er in dem Aufsatz über die drei Berliner Heroinen sagt, ist gleichfalls sehr bemerkenswerth; sein Wort über die Stieglitz unterschreiben wir unbedingt. Aber nicht bloß der besprochene Aufsatz, selbst seine neuesten dichterischen Produktionen zeigen von einer Läuterung, ja Steigerung seines Talents. Sein „Blasewitz“ ist ein sehr guter, ächt komischer Roman, und man begreift kaum wie der Verfasser früher so mittelmäßige Sachen wie z. B. „Maha Guru,“ und die noch schlechteren „Novellen“ hat schreiben können. Möge er doch ja auf dem neu begonnenen Wege, welcher, früher eingeschlagen, ihn längst an das so sehnlich erwünschte Ziel, einer höhern Geltung in der Literatur, gebracht hätte, fortfahren, möge er scharf und verwerfend kritisiren — uns z. B.; er findet Niemand der sich weniger daraus macht — aber möge er produciren, möge er sich ferner losringen aus der bisherigen Gemeinschaft, und vor Allem möge er bedenken, daß der Tüchtige am besten allein steht, daß die öffentliche Meinung sich keinen

blauen Dunst vormachen läßt, daß sie ein ruhender Löwe ist, der, wenn auch etwas phlegmatisch, dennoch nicht leidet, daß man ihn für einen zahmen Hauskater nimmt, am Barte zupft, und indem man ihm ein Nest quikender Mäuse hinreicht, ihn überreden will es sey Hochwild. — —

Der Aufsatz: „Ueber die Zurechnungsfähigkeit der neuesten Literatur. Von Ludwig Wihl“ ist zunächst gegen Servinus gerichtet, sodann aber ein sonst gut geschriebenes Klagegedicht über die gegen das junge Deutschland begangene Ungerechtigkeit. Glaubt denn Herr Wihl im Ernste, daß etwas Edles vernichtet werden kann? — „Was untergehen konnte war nicht groß.“ — Und dabei so klein, so schmähtlich untergehen! Es heißt den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen, oder vielmehr nicht sehen wollen. —

„Börne in Paris“ von E. Kolloff ist eine Apologie des Verstorbenen, die uns weiter nichts bringt als was wir bereits wissen.

Der Aufsatz: „Rückblicke auf die schöne Literatur seit 1830“ von Levin Schücking ist ein schwacher Nachhall, eine Art Theeaufguß des Gutzkow'schen; er bringt nichts als was jener, und zwar besser, bereits gebracht hat. Der Autor wiederholt die *ordre du jour* des „jungen Deutschlands,“ nach welcher Laube angegriffen, Menzeln eine grimmige Grimasse gemacht, und die Journale, die der Koterie nicht angehören, herabgesetzt werden. Mit dem gegenwärtigen Zustande der Belletristik ist Herr Levin Schücking sehr unzufrieden, hofft aber das Beste vom „jungen Deutschland,“ obgleich dessen vorliegende Werke nur noch Propyläen sind, und es den eigentlichen Tempel noch bauen will. Wir möchten Herr Gutzkow rathen, das Steinchen welches Herr Schücking zu dem Bau beitragen dürfte, ja nicht mit vermauern, sondern es der Seltenheit wegen in einen Ring fassen zu lassen, und diesen dem zu verehren, der die beste Einweihungsrede des hehren Neubaus halten wird. Unglücklicherweise waltet stets, wo von einem solchen eminenten Bau, oder von der Dichtung einer neuen Ilias gesprochen wird, eine eigene Ironie des Fatums. Man kann in einem solchen Falle stets mit Sicherheit hundert gegen eins wetten, daß auch nicht einmal die Schwanzspitze der Maus aus dem kreisenden Berge hervorkommt. Auf den „Kometen,“ die „Abendzeitung“ und — — den *Kapitain Marryat* hat es Herr Levin Schücking ganz besonders abgesehen. Die Produkte des letztern nennt er „Kopieen der rohesten Natur, ohne Poesie, ohne Ideen, Gesinnung, Gefühl oder Reflexion, kurz ohne Alles was zum Gedicht nöthig ist.“ —

Wir wollen Hab und Gut, Leib und Leben, kurz Alles was uns lieb ist, zum Pfande setzen, daß Herr Levin Schücking nie etwas Selbstständiges, das nur zum zehnten Theile mit den lebensfrischen dichterischen Schöpfungen des Herausgebers des „Kometen,“ den wir unbedingt für einen der besten deutschen Romandichter halten, noch mit den trefflichen Seebildern Marryats verglichen werden kann, hervorbringen wird, und wir gründen dieses Urtheil auf den Inhalt des eben besprochenen Aufsatzes. —

„Ferdinand Freiligrath. Ein Literaturbild von Dr. Franz Dingelstedt“ ist eine reiflich durchdachte und gut geschriebene Darstellung des poetischen Wirkens und Seyns des genannten Dichters. Mit Vergnügen wird jeder Freund der Dichtkunst das verständige, anerkennende, aber nicht lobhudelnde Urtheil unterschreiben. Man kann Freiligrath nur Glück wünschen, sich allem Parteinzwist fern gehalten zu haben; dieß ist auch der Grund, weshalb ihm die Kritik von allen Seiten her Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ueber die Persönlichkeit des Dichters sagt Dingelstedt nicht mehr, als unumgänglich nöthig ist; dieß bekundet seinen guten Geschmack und unterscheidet ihn vortheilhaft von Jenen, die nie unterlassen uns zu berichten, daß Hinz ohne Kravatte, Runz mit klirrenden Sporen einhergeht, Pontius in einem Dachstübchen und Pilatus in einem elegant eingerichteten Salon zu treffen ist, was uns stets ein unwillkürliches Mitleid erregt, da wir uns bei einer Beschreibung dieser Art des Gedankens, daß der Biograph seine Bestimmung verfehlt und in ihm ein wackerer Kammerdiener oder Friseur zu Grunde gegangen ist, nicht erwehren können.

Der folgende Aufsatz: „Ueber die sogenannten Bulwer'schen Zeitgenossen. Von Dr. Albert Doppermann“ ist eine Abhandlung, die eine längst abgemachte Sache auf eine langweilige Weise bespricht, und Gutzkow theils vertheidigt, theils preiset, wo ihn Niemand mehr anklagt, und wo er selbst vergessen machen möchte. Das Ganze hat eine höchst blasse Färbung.

Das Bruchstück aus einer größern Dichtung: „die theologischen Wirren“ von Friedrich Knau ist sehr geistreich und amüsan, und persiflirt den angeedeuteten Gegenstand auf eine treffende Weise. Auch Heine „quiasserit somniare Deum“ bekommt sein Theil.

In dem „Schwabenspiegel“ streckt der Dichter der „ungeweinten Thräne“ die Zunge gegen Pfizer und die ganze schwäbische Dichterschule heraus, der Mann, dem „der Lorbeer zum Fenster hereinwächst und über dessen Haupte der Adler schwebt,“ streift zum zweitenmale

den Kermel auf, und zeigt Menzeln damit, daß der alte Göttinger Muth ihn noch beseele. Unglücklicherweise ist dieß aber bereits hinlänglich bekannt, Niemand bestreitet es, und es geht somit der Effect ganz verloren. Doch ernstlich gesprochen. Hat der „Dichter der Reisebilder“ weiter nichts über den Rhein zu senden, wie Brochüren wie „der Denunziant,“ oder diesen „Schwabenspiegel,“ keine Briefe zu schreiben wie den an den Bundestag, so werfe er doch ja die Feder ins Feuer, oder er arbeite für die revue de deux mondes; er sey ganz der Mr. Gene, da er ohnehin für uns bereits aufgehört hat Heine zu seyn. Mit kecken Redensarten, mit ein paar wohlfeilen Wizen ist es nicht mehr abgemacht. Daß es aber damit nicht mehr abzumachen ist, daran ist er selbst schuld. Er hat Schüler herangezogen, die ihm diese Künste so genau abgelernt, und so lange nachgemacht haben, bis sie bei jedem Christenmenschen außer Cours gekommen sind; diese Leute stehen in dem Jahre 1838 in Deutschland nicht mehr in demselben Kredit, wie sie im Jahre 1831 und 1832 standen, Jedermann ist heute damit einverstanden, daß sie sich zur Ungebühr in die Literatur gedrängt haben, und sie sind der verdienten Verachtung anheimgefallen. Hat Heine uns Dichtungen wie die früheren zu senden, so thue er es, wir werden sie mit Liebe, wenn auch nicht mit dem frühern Enthusiasmus aufnehmen, kann er dieß nicht, so mache er es uns wenigstens nicht unmöglich, auf solche zu hoffen, und zerstöre nicht muthwillig sein Andenken beim bessern Theile der deutschen Nation. —

Schlüsslich noch einige Worte; möchten sie doch zur Verständigung, vielleicht gar zum Frieden dienen! — Gutzkow sagt in seiner eben besprochenen Abhandlung folgende beherzigungswerthe, unwidersprechliche Wahrheiten. „Der Kritik ist nicht zu trauen. Feindseligkeiten untergraben das Feld der Literatur. Die Lesewelt mißtraut dem Lobe und dem Tadel, da beide von Parteien ausgehen. Gepriesene Bücher gehen spurlos vorüber, getadelte werden gelesen. — Die Kritik ist ohne Liebe, ohne Billigkeit, ohne den heiligen Drang, nur, und nichts als gerecht zu seyn. Dem Geiste opfert man die Tendenz; der Tendenz das Talent. Statt zu widerlegen will man ausrotten. — Wo Gründe nicht helfen, müssen Persönlichkeiten zu Hülfe kommen. Kleine Helden bieten sich den größern an, und üben ihren Styl, indem sie tadeln, wen diese wollen. Was jeder leiden kann das liebt er; in fremde Naturen sich vertiefen, kostet länger Mühe und mehr Entsagung als ihnen den Stab brechen. — Wer nicht ins Blaue schwärmt heißt herzlos.“ — — Hier ist jedes Wort eine Wahrheit, ein

richtig gedachte, und — wir wollen es glauben — auch treugemeinte Wahrheit. Herr Guzkow erlaube uns nun einige Worte hinzuzufügen, deren Richtigkeit er gewiß eben so wenig wird bestreiten können. — So wenig wie je irgendwo eine politische Revolution ausgebrochen ist, wenn nicht hinlänglicher Grund vorhanden war, und so wenig sich eine solche ohne diesen machen läßt, so wenig läßt sich eine Richtung der Literatur, die auf einem Bedürfnisse, einer Nothwendigkeit beruht, durch das Zusammentreten einiger Schriftsteller, durch einen von ihnen gefaßten Beschluß, zerstören. — Noch nie hat man mit Erfolg dem Publikum eine Geschmacksrichtung in der Literatur oder Kunst aufdringen können; jedesmal hat ein erklärter Widerstand Statt gefunden. Es giebt kein Lese- oder Theaterpublikum, das sich geduldig zu einem bestimmten Ziele gängeln ließe, möge das Ziel auch schön und erhaben seyn. Goethe mußte einem Pudel weichen. — Kein Schriftsteller der nicht ganz talentlos war, ist je von der Kritik todtgeschlagen worden; nur dann wenn er sich selbst verließ, oder wenn er nichts mehr zu geben hatte, konnte die Kritik seinen Untergang, wenn auch nicht unmittelbar begründen, doch beschleunigen. — Es ist ein Wahn, wenn man glaubt einen Autor durch die Kritik vernichten, oder auf die Dauer heben zu können. — Alle literarischen Verbrüderungen, alles wechselseitige Lob ist eine leere Selbsttäuschung; das Publikum nimmt keine Notiz davon. Man kann sich bekannt, auch berüchtigt, aber nicht berühmt schreiben. — Jeder nicht talentlose Schriftsteller gewinnt ein Publikum, das mehr oder minder zahlreich ist, wo aber die Zahl nichts über den Werth des Autors entscheidet; eben so hat jeder seine Zeit wo er steigt, wo sein Stern kulminirt, und wo dieser sinkt und verbleicht. Gilt er in der letzten Periode nicht sein Publikum zu entlassen, so entläßt es ihn. Alle Versuche der Kritik, ihm dieses in den beiden ersten Perioden zu entziehen, sind wirkungslos. — Aller Parteienzwist in der Literatur, alle exclusiven Bezeichnungen schaden dieser und machen die Kämpfer beider Parteien beim Publikum verächtlich; auch von dem unsinnigsten, ungerechtesten Tadel bleibt etwas kleben. — Das Feld der schönen Literatur ist weit, und hat Raum für Alle. Wer den Gegner auch zu Boden wirft, und auf dessen Körper tritt um sich bemerkbar zu machen, hat ein unsicheres und schlechtes Piedestal. Ein anderes Publikum hat die Poesie der Tendenzen, ein anderes die der Unterhaltung; beide können ohne sich auf Tod und

Leben zu bekämpfen neben einander bestehen. Geböte es selbst nicht die Gerechtigkeit, daß beide Parteien einander ihr Recht widerfahren ließen, nicht ewig von sich allein ausgingen, so geböte es schon die Klugheit. — Es wäre schön wenn ein Mann von Talent, ein Kritiker ohne Vorliebe und ohne Haß, in dieser Zeit des immer zunehmenden Verfalls der Literatur, ein Mann, der wie eine Säule an die der Starke und Schwache sich lehnen könnte, da stünde, wenn dieser ruhig und gemessen sein Urtheil über das Schöne wie über das Verfehlt abgäbe, gegen alle elenden literarischen Koterien, gegen die Feilheit, die Gemeinheit, welcher Partei sie immer angehöre, ein Wort hätte, treffend wie ein Schwertschlag, und scharf wie eines Messers Schneide. Es wäre eine schöne Aufgabe, und diese für den Berufenen nicht schwer zu lösen. Der, welcher es unternähme, könnte der Unterstützung der Besseren jeder literarischen Richtung unbedingt gewiß seyn. — Es ist höchst sonderbar! Die corona civilis hängt unbeachtet am Siegespfahl, aber hundert Hände langen nach der corona obsidionalis. — —

E. v. Wachsman.

Neue Auflagen.

Grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache, wobei zugleich Abstammung, Laut- und Sinnverwandtschaft, Sprachreinigung und Worterneuerung beachtet wird. Für Schriftsteller, Schullehrer, Friedens- und Kriegsbeamte, Kanzleibehörden, Buchhändler, Kauf-, Handels- und andere Geschäftsleute. Vom Professor Dertel in Ansbach. Zwei Bände in Lex. 800. München, bei E. A. Fleischmann. Dritte verbesserte Auflage.

Der Plan des vorliegenden Werkes ist ein wohl ausgedachter und geordneter, der zum vorgestekten Ziele führt. Es ist in demselben die richtige Mitte gehalten zwischen dem verwirrenden Zuviel und der zu dürftigen Auswahl. Es wird von dem Verfasser ein Buch in die Hand gegeben, welches alle Benutzenden desselben vor groben Irrthümern in der Wahl des Ausdrucks bewahrt, vor undeutschen Wendungen und Fügungen der Rede sicher stellt etc. Das Wörterbuch wird also unberechenbaren und vielfältigen Nutzen zu stiften im Stande seyn. Es ist in demselben auch viel geleistet worden. Die Vorzüge des Dertel'schen Wörterbuches sind auch bereits vor vielen, sehr vielen Werken dieser Art festgestellt, und werden durch die dritte Auflage noch mehr bezeugt; warum sollte man mehr Worte über dasselbe noch verlieren? Es schließt sich an die gediegensten Wörterbücher würdig an, ist den Zeitbedürfnissen durchaus entsprechend, und verdient die beste, lauteste Empfehlung, und beste, zahlreichste Abnahme.

Franz Joseph Adolph.